

Rede

Die Zukunft des Universitäts- und Wissenschaftsstandortes Deutschland im internationalen Vergleich

Redner:	Prof. (HSG) Dr. Sascha Spoun, Präsident
Ort und Anlass:	Rede beim Forum der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius, Hamburg
Datum:	4. Juli 2008
Hinweis:	Es gilt das gesprochene Wort!

Sehr geehrte Damen und Herren,

wenn wir über die Zukunft des Hochschul- und Wissenschaftsstandortes Deutschland reden, dann reden wir über nicht weniger als über die Zukunft Deutschlands. „Die Intelligenz aller ist der stärkste Hort der Humanität und Freiheit“ schrieb der Verlagsbuchhändler Joseph Meyer 1855 im Schlusswort zu seinem 52-bändigen Lexikon. Humanität und Freiheit wiederum sind die Bedingungen dafür, dass unsere Demokratie, unser Wohlstand, unser gesellschaftliches Zusammenleben gesichert werden und gedeihen kann.

Wenn wir uns heute Gedanken machen über die Zukunft des Wissenschaftsstandortes Deutschland im internationalen Vergleich, dann müssen wir zunächst einmal eine grundlegende Frage klären: Was müssen Universitäten in der Zivilgesellschaft des 21. Jahrhunderts leisten? Was müssen ihre Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler erforschen, worauf müssen sie ihre Studierenden vorbereiten? Welche öffentlichen Güter müssen die Universitäten produzieren?



I Ziel

Fest steht: Der Wandel von der Industrie- zur Wissensgesellschaft schafft radikal neue Anforderungen an Bildung und Forschung. Eine grundlegende Veränderung der Universitätslandschaft ist die Folge, die wir bereits heute beobachten können. Globalisierung, neue Technologien, erhöhte Mobilität – diese Schlagworte kennt jeder. Doch noch immer machen wir uns nicht häufig genug bewusst, wie sehr sie sich auf unseren Wissensbegriff auswirken. Wir machen uns nicht deutlich genug klar, wie stark sie das internationale Gefüge prägen, in dem Universitäten heute funktionieren. Das ist aber dringend notwendig, wenn wir in Deutschland Ziele für die Wissenschaft und die Hochschulen der Zukunft formulieren wollen.

Nehmen wir als erstes Beispiel die universitäre Lehre. Drahtlose Netzwerke machen Faktenwissen bereits heute allgegenwärtig, bis in Seminare und Hörsäle hinein. Wikipedia und Google sind nur frühe Anzeichen dieser rapiden Verschlagwortung von überprüfbaren Einzelinformationen. Der Brockhaus-Verlag will seine Druckauflage zugunsten ständig aktualisierbarer elektronischer Inhalte einstellen – ein weiteres Indiz für die Ahistorisierung lexikalischer Information. Die Universität muss deshalb heute über alle Generationen hinweg ihre Rolle als Vermittlerin nicht von Wissen, sondern von Bildung begreifen. Sie muss die Fähigkeit vermitteln, mit dem fluktuierenden Überangebot von Daten umzugehen – und somit ein elementares Bildungsgut der Zukunft produzieren. Das ist eine Veränderung, die zwar vielfach begriffen wird, auf die aber immer noch nicht drastisch genug reagiert wird.

Sehen wir uns als zweites die Forschung an. Nur wer gute, international und interdisziplinär orientierte Forschung leistet, kann nachhaltige Lösungen für die Probleme der Zukunft entwickeln. Es ist die wissenschaftliche Forschung, die uns revolutionäre Innovationen ermöglicht – technischer, gesellschaftlicher, medizinischer Art. Heute stehen die deutschen Universitäten mehr denn je im länder- und kontinenteübergreifenden Wettbewerb um Spitzenforscher und Projektgelder. Ein deutscher Wissenschaftler wirbt vielleicht um dieselbe Drittmittelquelle wie einer aus Japan oder den USA. Die Konkurrenz rückt uns durch die Globalisierung immer näher, und sie schläft nicht. Gerade Länder wie China oder Indien strengen sich dramatisch an. Es ist deshalb wichtig, dass sich die deutschen Hochschulen einerseits stärker profilieren. Andererseits müssen sie stärker international zusammenarbeiten. Wettbewerb und Kooperation gehören in der Forschung heute zusammen. Es geht also darum, dass wir zu internationalen Netzwerken beitragen und sie nutzen können. Sonst können wir vom Universitätsstandort Deutschland in Zukunft keine Innovationen erwarten.



Fassen wir zusammen: Wenn wir der Zukunft begegnen und international zu den Besten gehören wollen, müssen wir, erstens, unsere Studentinnen und Studenten anders ausbilden, als wir das bisher häufig tun. Wir müssen sie so ausbilden, dass sie in der Lage sind, Problemen nicht mit erworbenem Faktenwissen, sondern mit erlernten Denkstrukturen zu begegnen. Wir müssen, zweitens, unseren Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern Arbeitsbedingungen geben, die zukunftsweisende Gedanken, gesellschaftlichen Mehrwert möglich machen. Die Forschung muss sich von ihren sprichwörtlichen Elfenbeintürmen verabschieden. Sie braucht dafür ein Umfeld, das nicht von neuen Restriktionen, sondern von neuen Möglichkeiten geprägt ist.

II Standort

Wenn wir diese Ziele vor Augen haben, müssen wir unseren Weg dorthin suchen. Das erste, was man tun muss, wenn man seinen Weg suchen will, ist, noch einmal genau seinen Standort zu bestimmen. Im internationalen Vergleich stehen die deutschen Universitäten derzeit nicht besonders gut da. Im Shanghai-Ranking von 2007 tauchen deutsche Universitäten unter den Top 50 nicht auf. Erst auf Platz 53 begegnen wir der LMU München. Nur insgesamt sechs deutsche Hochschulen sind unter den Top 100 verzeichnet.

Deutschland ist außerdem ein Land, in dem immer noch vergleichsweise wenig in Bildung investiert wird. Die Botschaft vom Zukunftsgut Bildung sickert hierzulande zwar langsam durch. Erst kürzlich rief Bundeskanzlerin Merkel die Bildungsrepublik aus. Das kommt spät, ist aber trotzdem mehr als erfreulich: Im Jahr 2009 soll der Anteil des Bruttoinlandsprodukts, der für Bildung und Forschung ausgegeben wird, auf 2,8% ansteigen. 2010 wollen wir bei 3% liegen. Die Zahlen klettern also. Dabei ist aber zu beachten: Die Schweiz ist schon längst bei rund 3%, Schweden bei 3,9% und Israel sogar bei 4,7 %. Was die Zahlen angeht, holen wir im internationalen Vergleich nur langsam auf. Wichtig ist deswegen, dass wir ungeachtet der Zahlen mit der Arbeit an den Inhalten anfangen. Denn neben Geld brauchen wir für die Wissenschaft immer vor allem zwei Dinge: Gute Ideen und den Mut, sie umzusetzen.



III Weg

Schritt 1: Einen zweiten Versuch wagen mit Bologna

Fangen wir bei den Studenten an. Wenn wir in Deutschland in Zukunft Absolventinnen und Absolventen haben wollen, die international gefragt sind, müssen wir dafür sorgen, dass sie in der Lage sind, Verantwortung zu übernehmen, Zusammenhänge zu reflektieren, auf abstrakte Fragen konkrete Antworten zu finden. Das heißt, wir müssen das Studium so gestalten, dass sie nicht verschult lernen, sondern frei.

Die Bologna-Reform ist eine Chance, die wir in Deutschland, wenn wir international aufschließen wollen, anders nutzen müssen als bisher. Denn eigentlich ist die Vision unschlagbar gut: Es geht bei Bologna um die zeitgemäße Idee, einen europäischen Hochschulraum zu denken, wie er über Jahrhunderte seit dem Mittelalter gedacht wurde. Es geht um die Idee, das Studium in zwei Phasen zu teilen: Eine allgemeinbildende erste, die zum Bachelor führt, und eine spezialisierte zweite, die Master und Promotion miteinander verzahnt.

Eine neue Studie der European University Association hat ergeben, dass in Deutschland die Implementierung des Bologna-Prozesses langsamer voranschreitet als in vielen anderen europäischen Ländern. Warum ist das so? Weil wir uns in Deutschland vielfach noch nicht von den alten Studienstrukturen gelöst haben. Wir müssen verstehen, dass wir auf der Ebene Bachelor Generalisten brauchen, nicht Spezialisten. Wir haben zu oft versucht, Master und Diplom einfach auf sechs Semester zu verkürzen, die Inhalte in ein anderes, engeres Korsett zu zwängen. Wenn wir aber auf die Zukunft vorbereiten wollen, müssen wir die Studienordnung nicht ändern, sondern neu erfinden. Das Wort Reform steht nicht für kürzen, sondern für neu gestalten.

Was ist dazu notwendig?

Erstens müssen wir systematisch neben Fachwissen auch überfachliches Wissen ausbilden. Das geht zum Beispiel, indem wir die Curricula offener gestalten: Ein Physiker soll auch Philosophie belegen, eine Informatikerin kann Kurse über die japanische Kultur besuchen. Die Universitäten, die das Shanghai Ranking anführen, praktizieren das längst. Das ist ihr Erfolgsrezept: Sie denken nicht vor allem an Vorgaben, an Prüfungsordnungen und Fakultätszugehörigkeiten, sondern sie denken an Möglichkeiten.



Der Wissenschaftsrat will zur Situation der Lehre in Deutschland übrigens heute ein Gutachten veröffentlichen. Die Zahlen zeigen: Eine durchschnittliche Germanistikprofessorin ist hierzulande im Schnitt für 119 Studenten zuständig. An den Hochschulen, die derzeit international die Maßstäbe setzen, sind es vielleicht acht. Die Erkenntnis, dass Lernprozesse besser betreut sein müssen, wird laut der EUA-Studie in ganz Europa geteilt. Wenn es bei uns noch nicht dasselbe Geld dafür gibt wie anderswo auf der Welt, kann der Anfang der Lösung nur sein, die Kultur an den Hochschulen zu verändern: Wir müssen Forschung und Lehre wieder verstärkt zusammendenken. Das war zu Zeiten von Kant oder Leibniz ein Alleinstellungsmerkmal deutscher Universitäten. Wenn wir uns daran zurückerinnern, wenn wir der Lehre wieder mehr Wertschätzung beimessen, dann können wir von Deutschland aus bald wieder internationale Bildungsstandards setzen.

Schritt 2: Netzwerke schaffen

Im Bereich der Forschung sehen wir: International sind vor allem die Universitäten erfolgreich, die sich für die Gesellschaft öffnen, von der Gesellschaft lernen. Wir brauchen den Wissenstransfer zwischen den Universitäten und der Wirtschaft, der Kultur, der Öffentlichkeit. Und natürlich brauchen wir auch den Wissenstransfer zwischen den Universitäten und Forschungseinrichtungen untereinander, den Austausch zwischen den Disziplinen, zwischen den Nationen, zwischen den Generationen. Wenn dieser Austausch funktioniert, können wir Spitzenforschung leisten und echte gesellschaftliche Mehrwerte schaffen.

Möglich wird das, wenn wir Kooperationen stärker fördern. In Lüneburg haben wir zum Beispiel den „EU-Innovations-Inkubator“ auf den Weg gebracht: Ein Projekt, dessen Vorbereitung von Universität, Stadt, Landkreis, Land und Bund gemeinsam getragen wurde. Ein Projekt, bei dem die Uni als Motor für die Region funktioniert und dabei auch selbst profitiert: Der Inkubator umfasst Maßnahmen zur Verbesserung der regionalen Infrastruktur, zur Schaffung von Arbeitsplätzen, zur Initiative von Gründungen. Das Projekt hat ein Volumen von 80 Millionen Euro – die Forschungsleistungen, die der Universität damit möglich werden, kommen direkt der Region zugute. Die RWTH Aachen oder die Uni Karlsruhe planen Infrastrukturen, in denen Wissen aus der universitären Forschung und Wissen aus der Praxis ständig direkt miteinander verknüpft werden können. Durch solche Öffnungen tragen wir dazu bei, Deutschland als Wissenschaftsstandort zu etablieren, von dem man international lernen kann.



Wenn wir attraktive Forschungsbedingungen schaffen, können wir wieder ein Talentmagnet werden. Bisher verlassen jedes Jahr immer noch mehr als 100 000 gut ausgebildete Auswanderer Deutschland, davon allein rund 15 000 Deutsche in Richtung Schweiz. Natürlich freut sich die ETH über weltweiten Zulauf von Doktoranden – genauso das Inselspital in Bern oder die Uni St. Gallen. Wir müssen mit guten Anreizen dafür sorgen, das wir nicht Brain Drain haben, sondern Brain Gain.

Das ist nämlich der Schlüssel: Talente, engagierte Menschen, sind die Motoren – sie setzen mehr und mehr Menschen in Bewegung. Sich um sie zu kümmern ist damit für alle gut. Bundesministerin Schavan hat mit der Steigerung der Leistungsstipendien einen ersten sehr guten Schritt getan. Andere, die DFG oder die Helmholtz Gemeinschaft, strengen sich ebenfalls an. Die Konzepte reichen von der Juniorprofessur über Graduiertenkollegs bis hin zu Spouse Programs. Das ist ein guter Weg, auf dem wir weitergehen müssen.

„Der größte Feind des Fortschritts ist nicht der Irrtum, sondern die Trägheit.“ Diesen Satz von Henry Thomas Buckle können wir uns, dürfen wir uns in Deutschland zu Herzen nehmen, wenn wir international mithalten, wenn wir den Wissenschafts- und Universitätsstandort Deutschland konkurrenzfähig machen wollen. Er mag uns Mut machen dafür, nicht stehenzubleiben, sondern uns zu bewegen. Nicht auf vermeintlich Bewährtes zu setzen, sondern das Neue zu wagen. Zusammenfassend können wir sagen: Die Bildung muss der Wachstumssektor der Zukunft sein. Denn alles andere wächst in Abhängigkeit davon.

Herzlichen Dank.